

Durch die magische Tür

Arthur Conan Doyle

DURCH DIE
MAGISCHE TÜR

Aus dem Englischen von
Joachim Körber

**EDITION
PHANTASIA**

Titel der Originalausgabe:

Through the Magic Door

Erstveröffentlichung 1907

Copyright © 2016 dieser limitierten Vorzugsausgabe

by Joachim Körber Verlag, Bellheim

»Edition Phantasia« ist ein Imprint des Joachim Körber Verlags

Umschlagbild: Alexander Ver Huell

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Joachim Körber

Gesamtherstellung: Besserbücher, Frankfurt am Main

ISBN 978-3-924959-89-0

www.edition-phantasia.de

Dieses Buch erscheint in einer einmaligen,
auf 125 nummerierte Exemplare limitierten Auflage.
Dieses Exemplar trägt die Nummer

_____ / 125

Die römisch I bis XXX nummerierten
Exemplare gelangen nicht in den Handel.

II

Mir ist vollkommen einerlei, wie bescheiden Ihr Bücherregal auch sein mag, wie schäbig das Zimmer, worin es steht. Schließen Sie die Tür dieses Zimmers hinter sich, sperren Sie damit alle Zwänge der Welt da draußen aus, suchen Sie die Gesellschaft der großen Verstorbenen, und schon sind Sie durch die magische Tür ins Feenland gelangt, wohin Sorgen und Nöte Ihnen nicht folgen können. Sie haben alles Vulgäre und alles Gewöhnliche hinter sich gelassen. Dort stehen Ihre edlen und stummen Gefährten in Reih und Glied und warten. Lassen Sie den Blick über die Ränge schweifen. Wählen Sie Ihren Mann aus. Und dann müssen Sie ihm nur noch die Hand reichen, und schon wandern Sie gemeinsam in das Traumreich. Gewiss wäre etwas Unheimliches an einer Reihe Bücher, hätte die Vertrautheit nicht unsere Sinne betäubt. Jedes Buch ist eine mumifizierte Seele, einbalsamiert in Papier, gerbtes Leder und Druckerschwärze. Jeder Einband eines echten Buches umschließt die konzentrierte Essenz eines Menschen. Die Persönlichkeiten der Schriftsteller sind zu blassesten Schatten verblichen, ihre Körper zu feinem Staub zerfallen, und dennoch sind ihre Seelen hier und stehen Ihnen jederzeit zur Verfügung.

Diese Vertrautheit trübt indessen auch unseren Blick auf das unermessliche Glück, das uns zuteil wird. Nehmen wir einmal an, wir würden plötzlich erfahren, dass Shakespeare auf die Erde zurückgekehrt ist und jeden von uns eine Stunde in den Genuss seines Geistes und seiner Phantasie kommen lassen würde. Begierig würden wir ihn empfangen! Und doch haben wir ihn – sein Bestes – Tag für Tag in unmittelbarer Reichweite stehen, machen uns aber kaum je die Mühe, dass wir einmal die Hand ausstrecken und ihn zur Rate ziehen. Ganz gleich, in welcher Stimmung man sein mag, hat man die magische Tür erst einmal passiert, so kann man die Größten der Welt als Gesellschaft herbei beschwören. Ist man der nachdenkliche Typ, so findet man dort die Könige unter den Denkern. Ist man der verträumte Typ, so findet man die Meister der Phantasie. Oder gebricht es einem an Unterhaltung? Man kann jedem der größten Geschichtenerzähler der Welt ein Zeichen geben, und schon tritt der Tote herfür und zieht einen stundenlang in seinen Bann. Die Toten sind eine so angenehme Gesellschaft, dass man mitunter zu wenig von den Lebenden hält. Es ist eine reale und nicht zu unterschätzende Gefahr für viele von uns, dass wir nie unsere eigenen Gedanken und unsere Seelen finden, sondern besessen sind von den Toten. Aber Romantik und Emotionen aus zweiter Hand sind gewiss besser als die stumpfsinnige, geisttötende Monotonie, die das Leben für den größten Teil der Menschheit bereit hält. Doch am besten ist es, wenn Weisheit und Kraft der Toten den Lebenden

in unseren anstrengenden Zeiten hilfreich zur Seite stehen.

Kommen Sie mit mir durch die magische Tür und nehmen Sie auf dem grünen Sofa Platz, von wo man den alten Bücherschrank aus Eiche mit seinen unebmäßigen Bücherreihen sehen kann. Rauchen ist gestattet. Möchten Sie, dass ich Ihnen etwas darüber erzähle? Mehr verlange ich gar nicht, denn es gibt kein Buch hier, das mir nicht ein teurer, persönlicher Freund wäre, und gäbe es ein angenehmeres Thema, über das man plaudern kann? Die anderen Bücher stehen dort drüben, aber dies sind meine persönlichen Favoriten – die ich gern immer wieder lese und in greifbarer Nähe habe. Es gibt keinen abgegriffenen Einband, der mir keine wunderbaren Erinnerungen bescheren würde.

Manche stehen für jene kleinen Opfer, die einen Besitz nur umso kostbarer machen. Sehen Sie die Reihe alter, brauner Bände ganz unten? Jeder einzelne davon läuft auf ein Mittagessen hinaus. Ich habe sie mir als Student gekauft, als das Geld knapp war. Dreipence war das Äußerste, das ich für ein Sandwich und ein Glas Bier zum Mittagessen ausgeben konnte, doch wie es der glückliche Zufall wollte, führte mich mein Weg zu den Vorlesungen an der faszinierendsten Buchhandlung der Welt vorbei. Vor der Tür stand eine große Krabbelkiste mit einer stetig variierenden Abfolge zerlesener Bücher und einer Karte darüber, auf der stand, dass jedes Buch genau die Summe kostete, die ich in der Tasche hatte. Wenn ich dort vorbei ging, kam es stets zu einem erbitter-

ten Kampf zwischen dem Hunger eines jugendlichen Körpers und dem eines neugierigen, gefräßigen Geistes. In fünf von sechs Fällen siegte das Tier. Doch wenn der Geist die Oberhand behielt, folgten verzauberte fünf Minuten, in denen man veraltete Almanache, Folianten über schottische Theologie und Logarithmentafeln durchstöberte, bis man etwas fand, das die Mühe rechtfertigte. Wenn Sie sich die Bände genauer ansehen, dürften Sie feststellen, dass mir das Glück durchaus hold war. Vier Bände von Gordons Tacitus-Übersetzung (das Leben ist zu kurz, Originalausgaben zu lesen, wenn es gute Übersetzungen gibt), die Essays von Sir William Temple, Addisons Werke, Swifts *Tale of a Tub*, Clarendons *History*, *Gil Blas*, Buckinghamts Gedichte, Churchills Gedichte, *Life of Bacon* – nicht übel für die alte Dreipenny-Krabbelkiste.

Sie befanden sich nicht immer in so plebejischer Gesellschaft. Beachten Sie das feine Leder und die verschnörkelten, verblassten Goldprägungen. Einst zierten sie die Regale einer edlen Bibliothek und legten selbst zwischen den seltsamen Almanachen und Predigten Zeugnis ihrer einstigen Größe ab, so wie das verblichene Seidenkleid einer verarmten Adligen – heute ein wenig bedauernswert, aber damals prunkvoll.

Heutzutage machen billige broschierte Ausgaben und öffentliche Bibliotheken das Lesen zu einfach. Man schätzt den Wert von Dingen nicht, die einem zu mühelos zufallen. Wer erlebt heutzutage noch die Aufregung, die Carlyle verspürte, als er mit den sechs

Bänden von Gibbons *History* unter den Armen und einem Geist, der nach Nahrung lechzte, nach Hause eilte, um sie ein Buch pro Tag zu verschlingen? Ein Buch sollte einem selbst gehören, damit man es wirklich schätzen kann, und wenn man nicht dafür gearbeitet hat, dürfte man nie den wahren Besitzerstolz verspüren.

Müsste ich in dieser Reihe ein Buch auswählen, das mir am meisten Freude bereitet und am meisten gegeben hat, so würde ich auf jene fleckige Ausgabe von Macauleys *Essays* zeigen. Zurückblickend scheint sie mich mein ganzes Leben lang begleitet zu haben. Sie war mein Gefährte in Studententagen, sie hat mich zur schwülen Goldküste begleitet, und sie gehörte zu meinen bescheidenen Habseligkeiten, als ich auf Walfang in der Arktis war. Ehrbare schottische Harpunisten haben sich die Köpfe darüber zerbrochen, und man sieht noch die Fettflecken des Zweiten Maschinisten, der sich mit Friedrich dem Großen herumschlug. So zerfleddert und schmutzig der Band ist, keine goldgeprägte Vorzugsausgabe in Maroquinleder könnte ihn mir je ersetzen.

Was ist dieses Buch doch für eine edle Pforte, durch die man sich dem Studium der Literatur wie der Geschichte nähern kann! Milton, Machiavelli, Hallam, Southey, Bunyan, Byron, Johnson, Pitt, Hampden, Clive, Hastings, Chatham – Welch ein Fundament des Denkens! Hat man sie erst einmal gemeistert, ist es leicht und erfreulich, die Lücken dazwischen zu füllen! Die knappen, einprägsamen Sätze, das ganze Spektrum der Anspielungen, die exakten Details,

sie alle erhellen das Thema und dürften selbst beim trügsten Leser den Wunsch wecken, sein Wissen zu vertiefen. Wenn Macauley einen nicht auf diesen erfreulichen Pfad leiten kann, mag man getrost jede Hoffnung aufgeben, ihn jemals zu finden.

In meiner Zeit als Gymnasiast erschloss mir dieses Buch – nicht diese Ausgabe, die einen noch zerleseren Vorgänger hatte – eine vollkommen neue Welt. Geschichte war mir stets verhasst gewesen. Doch plötzlich wurde der dröge Lehrstoff zu einer Expedition in ein verzaubertes Land, ein farbenprächtiges Land der Schönheit, mit einem weisen Führer, der mir den Weg wies. Durch den großartigen Stil liebte ich sogar die Fehler ... wenn ich jetzt so darüber nachdenke, liebte ich die Fehler wohl sogar am meisten. Kein Satz konnte zu steif formuliert sein, keine Antithese zu blumig verbrämt. Mich freute, wenn ich lesen durfte, dass »einhelliges Gelächter vom Tagus bis zum Vistula den Papst wissen ließ, dass die Tage der Kreuzzüge gezählt waren«, und ich lernte ganz hingerissen, dass »Lady Jenningham eine Vase besaß, in die ihre Besucher alberne Verse werfen konnten, und Mr. Dash schrieb Verse, die Lady Jenninghams Vase würdig waren.« Solche Sätze erfüllten mich mit einer vagen, aber dauerhaften Freude, Akkorde gleich, die im Ohr eines Musikers nachklingen. Wenn man älter wird, schätzt man eine schlichtere literarische Diät, doch wenn ich den Blick über die Essays schweifen lasse, erfüllen mich Bewunderung und Staunen über die Kunstfertigkeit, so ein großes Thema zu meistern und es mit entzückenden De-

tails auszusmücken – ein kühner Pinselstrich, und dann die zierlichsten Tupfer. Während er einen den Hauptweg hinab führt, deutet er ununterbrochen die verlockenden Abzweigungen an, die davon weg führen. Eine bewundernswerte, wenn vielleicht auch etwas altmodische literarische und historische Bildung mag man sich erringen, wenn man sich durch jedes Buch hindurcharbeitet, das in den Essays Erwähnung findet. Mich würde freilich das genau Alter des Studenten interessieren, wenn er am Ende seiner Studien anlangt.

Ich wünschte, Macauley hätte einen historischen Roman geschrieben. Ich bin überzeugt, es wäre ein großes Buch geworden. Ich weiß nicht, ob er die Gabe besaß, eine imaginäre Figur zu zeichnen, aber die Gabe, eine historische Persönlichkeit zu rekonstruieren, besaß er in hohem Maße. Man nehme nur den simplen halben Absatz, in dem er uns Johnson und seine Atmosphäre schildert. Gab es je ein definitiveres Bild auf so kurzem Raum?

»Als wir näherkommen, liegt das Klubzimmer vor uns, und der Tisch, auf dem das Omelett für Nugent und die Zitronen für Johnson stehen. Die Köpfe sind versammelt, die ewig auf Reynolds' Leinwand weiterleben. Da haben wir die Brille von Burke und die hochgewachsene, schlaksige Gestalt von Langton, das höfliche Grinsen von Beauclerk und das strahlende Lächeln von Garrick; Gibons klopft auf seine Ta-

baksdose, und Sir Joshua hat sein Hörrohr am Ohr. Im Vordergrund die seltsame Gestalt, die uns so vertraut ist wie die Figuren jener, mit denen wir aufgewachsen sind – der gigantische Leib, das breite, fleischige, von Krankheitsnarben gezeichnete Gesicht, der braune Rock, die schwarzen Kammgarnsocken, die graue Perücke mit dem angesengten Scheitel, die schmutzigen Hände mit den bis zu den Fingerkuppen abgebißenen Nägeln. Wir sehen die Augen und den von Krämpfen zuckenden Mund; wir sehen die schwere Gestalt sich wälzen; wir hören sie schnaufen, und dann kommt das ›Aber, Sir!‹ und das ›Was dann, Sir?‹ und das ›Nein, Sir!‹ und das ›Sie haben die Frage nicht bis zu Ende gedacht, Sir!‹«

Es ist uns für immer ins Gedächtnis eingebrannt.

Ich erinnere mich, als ich im Alter von sechzehn Jahren London besuchte, unternahm ich, als ich mein Gepäck verstaute hatte, als Erstes eine Pilgerfahrt zum Grab Macauleys, der in der Westminster Abbey ruht, fast unter dem Schatten von Addison und im Staub der Dichter, die er so sehr geliebt hat. Das war eines der bedeutendsten Objekte meines Interesses, die London für mich bereit hielt. Und das zurecht, wenn ich bedenke, was ich ihm alles verdanke. Nicht nur das Wissen und die Stimulation neuer Interessen, sondern auch den charmanten Gentlemantonfall, die liberalen Ansichten, die generelle Abwesenheit von

Bigotterie und Vorurteilen. Mein Urteil heute bestätigt alles, was ich damals für ihn empfand.

Meine vierbändige *History* steht, wie Sie sehen können, rechts von den Essays. Erinnern sie sich an das dritte Kapitel dieses Werkes – in dem das England des siebzehnten Jahrhunderts rekonstruiert wird? Für mich stellte es mit seiner wunderbaren Mischung von präzisen Fakten und romantischer Ausdrucksweise immer den Höchststand von Macauleys Fähigkeiten dar. Die Bevölkerung von Städten, Handelsstatistiken, die prosaischen Tatsachen des Lebens werden durch die Kunstfertigkeit des Meisters zu etwas Wunderbarem und Interessantem. Man spürt, er hätte selbst der Multiplikationstabelle literarischen Glanz verleihen können, wenn er es gewollt hätte. Nehmen wir ein einziges, konkretes Beispiel für das, was ich meine. Die Tatsache, dass ein Londoner auf dem Lande oder ein Landmann in London sich in jenen Zeiten, da Reisen noch schwierig war, gleichermaßen fehl am Platze fühlten, ist an sich keiner Erwähnung wert und nicht dazu angetan, einen nachhaltigen Eindruck beim Leser zu hinterlassen. Sehen wir, was Macauley daraus macht, auch wenn es sich um nichts weiter als einen Absatz unter Hunderten anderer Absätze handelt, die hundert verschiedene Aspekte behandeln:

»In einem ländlichen Dorfe starrte man einen Cockney ebenso an, als hätte er sich in einen Kraal der Hottentotten verirrt. Andererseits, wenn sich der Lord eines Her-

renhauses in Lincolnshire oder Shropshire in der Fleet Street sehen ließ, konnte man ihn ebenso leicht von der ansässigen Bevölkerung unterscheiden wie einen Türken oder Laskaren. Seine Kleidung, sein Gang, sein Akzent, die Art und Weise, wie er die Schaufenster betrachtete, in Rinnsteine stolperte, mit Türstehern zusammenstieß und sich unter Wasserabläufe stellte, wiesen ihn sogleich als leichte Beute für Schwindler und Halsabschneider aus. Raubauken stießen ihn in die Gosse, Hackney-Kutscher bespritzten ihn von Kopf bis Fuß, Taschendiebe erforschten im Gefühl völliger Sicherheit die Taschen seines Gehrocks, während er sich vom Prunk der Vorführung des Lord Mayor blenden ließ. Falschgeldwechsler, wund vom Joch ihres Karrens, stellten sich ihm vor und erschienen ihm wie die freundlichsten Gentlemen, die er je gesehen hatte. Angemalte Frauen, der Abschaum von Lewkner Lane und Whetstone Park, drängten sich ihm als Gräfinnen und ehrbare Jungfern auf. Wollte er den Weg nach St. James' wissen, schickten ihn seine Helfer nach Miles End. Betrat er einen Laden, erkannte man ihn sofort als jemanden, dem sich alles aufschwätzen ließ, das sonst niemand kaufte, Ladenhüter wie Stickerien aus zweiter Hand, Kupferringe und Uhren, die nicht funktionierten. Verirrte

er sich in ein schickes Kaffeehaus, wurde er zum Ziel des frechen Spotts von Gecken und der ernsteren Anfeindungen von Templern. Entrüstet und verängstigt kehrte er alsbald auf seinen Landsitz zurück. Und dort fand er in der Gesellschaft seiner Familie und den Gesprächen mit Seinesgleichen Trost von den Täuschungen und Demütigungen, die er erlitten hatte. Dort wurde er wieder zum großen Mann und sah keinen über sich, nur dann, wenn er bei Sitzungen des Schwurgerichts unweit des Richters saß oder er bei einer Militärparade dem Lord Lieutenant salutierte.«

Alles in allem hätte ich dieses herausgegriffene, beschreibende Kapitel an den Anfang seiner Essays gestellt, indessen findet es sich in einem anderen Band. Die *History* insgesamt erreicht, finde ich, nicht das Niveau der kürzeren Artikel. Man kann nicht anders als empfinden, dass es sich um ein brillantes Stück einseitiger Polemik eines überzeugten Whig handelt und es mehr für die andere Seite zu sagen gäbe, als hier tatsächlich zum Ausdruck gebracht wird. Auch einige seiner Essays sind zweifellos von seinem begrenzten politischen und religiösen Horizont geprägt. Die besten sind diejenigen, die sogleich die weiten Felder von Literatur und Philosophie betreten. Johnson, Walpole, Madame D'Arblay, Addison und die beiden großen indischen, Clive und Warren Hastings, sind meine persönlichen Favoriten. Friedrich

der Große muss gewiss ebenfalls in der ersten Reihe stehen. Nur eines würde ich gern streichen. Das ist die diabolisch kluge Kritik an Montgomery. Man wünschte sich, Macauleys Herz wäre zu gütig, seine Seele zu sanftmütig gewesen, um so eine bittere Attacke zu Papier zu bringen. Aber eine schlechte Arbeit versinkt durch ihr Eigengewicht. Man muss nicht auch noch den Verfasser schmähen. Man würde den Mann freilich höher schätzen, hätte er sich diese tückische Arbeit verkniffen.

Ich weiß nicht, warum ich, wenn ich über Macauley rede, immer an Scott denken muss, dessen Bücher mit den verblassten, olivgrünen Rücken ein eigenes Regal für sich haben. Vielleicht liegt es daran, dass sie beide so einen großen Einfluss hatten und so viel Bewunderung in mir geweckt haben. Vielleicht liegt es auch daran, dass beide Männer ähnlichen Geistes und Charakters waren. Das verstehen Sie nicht, sagen Sie? Dann denken Sie nur einmal an Scotts »Border Ballads« und dann an Macauleys »Lays«. Die Maschinen müssen gleich sein, wenn die Produkte so ähnlich sind. Jeder war der einzige Mann, der je die Gedichte des anderen geschrieben haben konnte. Welchen Schwung und Elan beide haben! Welche Liebe zu allem Existierenden, Edlen und Martialischen. So einfach, und doch so stark. Doch es gibt Denker, an die Kraft und Einfachheit verschwendet sind. Sie glauben, wenn etwas nicht dunkeldeutig ist, dann muss es oberflächlich sein, wogegen oft gerade der seichte Bach trübe ist, das tiefe Gewässer dagegen klar. Erinnern Sie sich an die törichte Kritik

von Matthew Arnold bei Erscheinen der grandiosen »Lays«, in der er »Ist das Dichtung?« ausruft, nachdem er dies zitiert hat:

*»And how can man die better
Than facing fearful odds
For the ashes of his fathers
And the Temples of his Gods?«**

Bei dem Versuch, deutlich zu zeigen, dass Macauley nicht das Gespür für wahre Poesie besaß, bewies Arnold in Wahrheit nur, dass er selbst nicht das Gespür für Dramatik hatte. Die Kargheit der Idee und der Sprache missfielen ihm offenbar. Aber genau da liegt der wahre Wert. Macauley gibt uns die rauen, grobschlächtigen Worte, mit denen ein schlichtes Soldatengemüt zwei Kameraden bittet, ihm bei einer Heldentat zu helfen. Sentimentale, blumige Sprache wäre hier vollkommen fehl am Platze. Die Verse passen, finde ich, zu ihrem Kontext, bewundernswerte Balladendichtung, und besitzen genau die dramatischen Qualitäten und das Feingefühl, das ein Balladendichter haben muss. Die Meinung Arnolds erschütterte meinen Glauben an sein Urteilsvermögen, doch konnte ich Vieles einem Manne verzeihen, der schrieb:

* »Und wie kann der Mensch besser sterben
Als im Angesicht beängstigender Chancen
Für die Asche seiner Väter
Und die Tempel seiner Götter?«

*»One more charge and then be dumb,
When the forts of Folly fall,
May the victors when they come
Find my body near the wall.«**

Das ist kein schlechter Vers für den Anspruch eines Lebens.

Dies ist eines der Dinge, die die menschliche Gesellschaft noch nicht begriffen hat – den Wert eines edlen, begeisternden Textes. Wenn es soweit ist, werden wir sie überall finden, an den angemessenen Stellen eingraviert, und wenn wir durch die Straßen gehen, dann werden uns eine Abfolge wunderbarer geistiger Impulse und Bilder erhellen und adeln, die von den gedruckten Gedanken vor unseren Augen direkt in unsere Seelen gespiegelt werden. Der Gedanke, dass wir leeren, lustlosen Geistes dahinwandern, während dieses grandiose Material vergeudet wird! Ich meine nicht nur die Texte der Schrift, denn die haben nicht für jeden dieselbe Bedeutung, doch welches menschliche Wesen kann unberührt bleiben von »Work while it is day, for the night cometh when no man can work – Arbeite bei Tage, denn die Nacht kommet, da kein Mann arbeiten kann«? Ich meine die wunderbaren Gedanken – und wer könnte sagen, dass es uninspirierte Gedanken sind? –, die man von hundert Schriftstellern für hundert Anlässe sam-

* »Ein Angriff noch, dann ohnmächtig sein,
Wenn die Festungen der Torheit fallen,
Mögen die Sieger, wenn sie kommen
Meinen Leichnam nahe der Mauer finden.«

meln kann. Ein schöner Gedanke in einer schönen Sprache ist der kostbarste Edelstein und sollte nicht versteckt werden, sondern der Zierde und Erbauung dienen. Um ein naheliegendes Beispiel zu nehmen: Vor meinem Haus, auf der gegenüberliegenden Straßenseite, ist ein Pferdetrog, ein schmuckloses Ding aus Stein, und kein Mensch kann daran vorübergehen, ohne ein vages Gefühl des Unbehagens ob seiner Hässlichkeit zu empfinden. Aber nehmen wir einmal an, wir ließen Verse von Coleridge in die Vorderseite eingravieren:

*»He prayeth best who loveth best
All things, both great and small
For the dear Lord who fashioned him
He knows and loveth all.«*

Ich befürchte, ich könnte falsch zitiert haben*, denn *Der alte Matrose* habe ich gerade nicht zur Hand, aber selbst so – würde es den Pferdetrog nicht verschönern? Ich vermute, wir alle machen das im Kleinen für uns selbst. Es gibt wenige Menschen, die nicht

* Stimmt. Das korrekte Zitat lautet:

*»He prayeth best, who loveth best
All things both great and small;
For the dear God who loveth us,
He made and loveth all.«*

Hier die Übersetzung von Ferdinand Freiligrath:

*»Der betet gut, wer Liebe hegt
Für alle, groß und klein!
Gott, der uns schuf, der liebt uns all',
Will allen Vater sein.«*

– Anmerkung des Übersetzers

irgendein Zitat über dem Kamin ihres Arbeitszimmers hängen hätten, oder besser noch, in ihren Herzen. Carlyles Abschrift von »Ruhe! Ruhe! Kann ich nicht noch eine ganze Ewigkeit lang Ruhe haben?« ist ein recht guter Ansporn für einen müden Mann. Was wir brauchen, ist dagegen eine allgemeinere Anwendung desselben Prinzips für die Öffentlichkeit, nicht nur für den privaten Gebrauch, bis die Menschen begreifen, dass ein einprägsamer Gedanke ein ebenso schöner Schmuck ist wie ein einprägsames Bild, und durch die Augen direkt die Tiefen der Seele berührt.

Das alles hat natürlich nichts mit Macauleys grandiosen »Lays« zu tun, davon abgesehen, dass man, sofern man einige Blumen der Männlichkeit und des Patriotismusses möchte, einen ganzen Strauß dort pflücken kann. Ich hatte das Glück, dass ich »The Lay of Horatius« als Kind auswendig lernen durfte, und es hat sich mir so eingepägt, dass ich es auch heute noch fast vollständig aufsagen kann. Goldsmith hat einmal gesagt, in einem Gespräch sei er wie der Mann, der tausend Pfund auf der Bank besitzt, es aber nicht mit einem aufnehmen kann, der Sixpence in bar in der Tasche hat. Die Ballade, die man im Geiste besitzt, wiegt ein ganzes Bücherregal auf, das darauf wartet, erschlossen zu werden. Jetzt möchte ich aber, dass Sie den Blick ein wenig weiter am Regal entlang wandern lassen, zu der Reihe von olivgrünen Bänden. Das ist meine Ausgabe von Scott. Aber gewiss muss ich Sie erst kurz durchatmen lassen, bevor ich mich dorthin begeben.